

tige Stunde lei gekommen, sprach er zu seinen
 jungen Frau: „Liebe Waise, du siehst, daß ich
 sterben muß. Wir haben keine Kinder. Daher
 habe ich dir zum Lohn für deine treue Liebe
 alles vermacht. Das Testament ist auf dem
 Gericht hinterlegt und unanfechtbar. Eine
 aber habe ich vergessen, weil man in gesun-
 den Tagen nicht an alles denkt, was einem auf dem
 Sterbebette einfällt. Ich wünsche nämlich, daß
 du nach meiner Beerdigung unseren jetztlebten
 Oefsen verkaufst und den Erlös an die Armen
 verteilst, damit sie für mich beten und Gott
 Pardonvergebung mit mir armen Sünder hat.
 Willst du mir das versprechen?“ Die Frau tra-
 te es unter Tränen, und nun starb der Bauer
 ruhig. Gleich nach seiner Beerdigung erinnerte
 sie sich seines letzten Willens. Sie zog ihren
 jetztlebten Oefsen aus dem Stalle. Als sie ihn
 aber betrachtete und überlegte, wie viel sie ihn
 für einnehmen würde, bedauerte sie ihr Ver-
 sprechen. Aber ihr guter Mann hatte es so
 euermündet und sie mußte seinen letzten Willen
 erfüllen. Sie fiel sich aber auf den Weg nach
 der Stadt machte, um von Oefsen zu verhandeln.
 Auf dem Markt machte sie ein großes Ge-
 schrei und rief: „Hörte ich die Hörner des
 Oefsen. Auf dem Markte brauchte sie nicht
 lange zu warten. Einem Fleischer gefiel der
 schöne alte Oefse und er fragte nach dem Prei-
 se für dieses Staatsvieh. „Der Oefse ist sehr
 billig,“ sagte die Frau, „aber er wird nicht
 ohne den Hohn verkauft. Der Oefse kostet nicht
 mehr als zwei Taler, der Hahn aber hundert
 Taler und keinen Pfenning lasse ich ab.“ Der
 Fleischer zweifelte an dem gefundenen Verstand
 der Frau, aber es war nichts zu ändern. Er
 mußte für den Hahn einhundert, für den Oefsen
 nur zwei Taler zahlen. Zufrieden mit dem
 Handel ging die Frau nach Hause, verteilte

haben muß als die erste. Zwischen zwei Säften von gleicher Art oder großer Verwandtschaft ist die Osmose unmöglich. Ebenso ist es unmöglich, daß die Nährflüssigkeit, die im Magen und Darm aus der Nahrung entsteht, von den umgebenden Gefäßen aufgesaugt wird, sobald diese bereits von den gleichen Bestandteilen erfüllt sind. Dann kann es vorkommen, daß wir unfähig sind, weiter zu essen, obwohl wir noch nicht gestärkt sind und wenige Stunden später wieder Hunger haben.

Würde uns aber rechtzeitig ein anderes Gericht vorgelegt worden sein, so hätten wir zweifellos, ohne ein Gefühl von Ueberfüllung, noch weiter essen können. Wer auf die Dauer gezwungen ist, eine einseitige Kost zu genießen, wird ihren üblen Folgen nur dann entgehen, wenn durch starke körperliche Arbeit die Verdauungsfähigkeit derart angeregt wird, daß er nach dem Sprichwort: „In der Not frist der Teufel fliegen“ mit allem Möglichen vorlieb nimmt. Stärkere Eßlust, rascherer Blutumlauf und ein kräftiger Magen tun dann das Ihrige, um die Auslösung der Nährflüssigkeit in das Gefäßsystem trotz Eintönigkeit der Nahrung zu sichern. Wer aber einseitige Ernährung mit einer ständigen Lebensweise verbindet, hat fast immer unter den Folgen davon, Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit, ja chronische Leiden und vielleicht Entkräftigung zu leiden, da die wirklich aufgenommene Nahrung größtenteils verschwendet wird, das heißt, gar nicht in den Organismus übergeht. Schließlich stellt sich auch eine Störung des ganzen menschlichen Verhaltens ein. Er wird träge, gleichgültig, unzufrieden und wehst oft selbst nicht, ebenso wenig wie seine Umgebung, was ihm fehlt.

Daher ist die Abwechslung die erste Aufgabe jeder Küche, die ihren Zweck ganz erreichen will. Wer den täglichen Speisetisch nicht vergrößern kann, begnüge sich damit, die Speisen im Laufe der Woche recht fleißig zu wechseln, ändere auch einmal die Kochart, wechsle seinen Vorrat und dergleichen Kunstgriffe mehr. Vor allem lasse man auch die Jahreszeiten zu ihrem Recht kommen und lasse seinen Stolz nicht darin, jedes Gemüse zu jeder Zeit zu bringen, sondern jede Jahreszeit gehörig auszunutzen. Besonders für Geistigstarrende kommt eine gründliche Aenderung der Diät häufig einer wahren Neubebauung gleich.

Mütter und Väter müssen — das kann nicht eindringlich genug betont werden — das instinctive Ausmaß der Kinder hinsichtlich ihrer Nahrung mehr berücksichtigen, als es nicht selten geschieht. Wie haben nicht diese kindlichen Sympathien und Antipathien oft unendlich mehr Berechtigung als alle Erziehungsweisheiten! Gerade „Ich mag das nicht“ des Kindes hat oft mehr Berechtigung, freilich nicht immer, den Wert einer echten Naturstimme, die man nicht bekämpfen, sondern fleißig studieren sollte. Doppelt am Platze ist dann bei ihnen die Abwechslung im Essen. Das scheinbare launenhafte Hin- und Herpringen

zwischen den „Lieblingspeisen“ bei geistesgesättigten Kindern, deren Nerven und Gehirn ebenso nach Wechsel und Ergänzung drängen als bei weniger begabten, entspringt nur dem Bedürfnis des Lebensmechanismus.

So wahr es ist, daß wir das sind, was wir essen, so wichtig ist es auch, daß wir das richtige essen, um zu werden, was wir sein wollen, damit wir nicht eine Maschine von eherner Beständigkeit im Laufen und Wirken, sondern ein Auf und Nieder der verschiedensten allseitigen Tätigkeiten und Gedanken, ein wechselndes Spiel, nicht eine starre Form des Lebens sind.



Mama bleibt immer schön

Durchs grünumrankte Fenster blickt die Sonne ins Gemach; Großmutter sitzt und nickt und strickt, sie nickt den ganzen Tag. Ihr Haar ward weiß; es grub die Zeit viel tiefe Furchen ein. Zu ihren Füßen tändelnd kniet ihr jüngstes Enkelkind.

„Was nistst du denn so immerzu?“ die kleine Unschuld spricht, „Großmutter! Gar nicht schön bist du! dein Haar gefällt mir nicht — und überm Auge auf der Stirn die große Falte da!“

Es ist Mama viel schöner doch! Wie schön ist doch Mama!“

Großmutter sieht den Enkel an: „Schönheit vergehet bald! Das Alter hat's mir angetan, und auch Mama wird alt!“ „Mama?“ — Des Kindes Aug' umzieht ein Hauch von Kimmerns — „O nein! Mama bleibt immer schön! Das weiß ich ganz gewiß!“

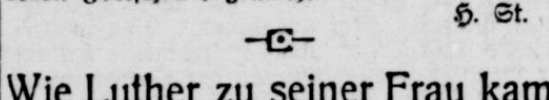


Das Alter der Wannenbäder

Es gibt Leute, die der Auffassung sind, vieles von dem, was wir heute zu den Lebensbedürfnissen rechnen, sei überflüssiger Luxus und wenn man heute verlangt, daß jede gesunde Wohnung eine Badeeinrichtung haben

sollte, so weisen sie wohl darauf hin, früher hätten die meisten Menschen auch keine Bäder gekannt und wären doch gesund geblieben. Es ist gewiss, wobei sie jedoch vergessen, daß sich das Leben früher mehr in frischer und gesunder Luft abwickelte und gesundheitsfördernde Vorkehrungen, wie sie heute bei den Städten notwendig sind, überflüssig waren. Aber dieses „Früher“ liegt unter Umständen auch weit zurück. Das Bedürfnis nach Bädern und Sauberkeit ist namentlich in den südlichen Gegenden vorhanden, und wurde auch befriedigt, sobald sich die Kultur entwickelte. Schon aus der Bibel ist allgemein bekannt, daß man dem Ankömmling Gelegenheit gab, die Füße zu waschen, ja man rechnete es sich zu hoher Ehre an, dem Gaste selbst die Füße zu waschen, wie dies in dem Gleichnis von Maria und Martha verembigt ist.

Wären über Einrichtungen aus grauer Vorzeit noch Aufzeichnungen vorhanden, so würden sie uns jedenfalls auch Kunde davon geben, daß damals Bademänner und Wannenbäder bereits bekannt und sogar verbreitet waren. Aber auch ohne solche Aufzeichnungen haben die Ausgrabungen bewiesen, daß schon die alten Ägypter eben solche Freunde des Wannenbades waren, wie dies die zum Teil luxuriös ausgestatteten Badezimmer der Griechen und Römer beweisen; denn in dem Palast des assyrischen Königs Assarhaddon, der von 681 bis 668 vor Christus regierte, wurden umfangreiche in seiner Residenz in Nordsyrien drei Badezimmer freigelegt, die einen vorzüglichen Einblick in die damaligen Kulturverhältnisse gewähren. Die Bademänner, die unseren heutigen recht ähnlich sehen, waren aus Bronze hergestellt und mit gebranntem Ton verziert. Das Badewasser wurde in Hohlräumen unter den Wannen durch Feuer erwärmt. Auch in Memphis in Oberägypten wurden aus der Zeit der ältesten Pharaonen Badeeinrichtungen ausgegraben. Hier bestanden die Wannen aus einfachen Steintrümmern mit Metallgefäßen. Im dem Boden der Wannen befanden sich Abflüsse, die durch konische Weidengeflechte geschlossen wurden, und genau wie heute, an einer Kette hingen. Man badete damals, wie Gelehrte feststellen konnten, oft viel leidenschaftlicher als heute, und gegen jene Zeiten haben wir seitdem hinsichtlich der Badekultur keine besonderen Fortschritte gemacht.



Wie Luther zu seiner Frau kam

Die Erinnerung an Frauen, wie Anna Reinhardt, die Frau Zwinglis, und Katharina von Bora, die Frau Luthers, ist uns meist nur durch den Ruhm ihrer Männer erhalten. Sicher aber ist, daß viele Frauen, die an der Seite hervorragender Persönlichkeiten lebten und deren Wirksamkeit günstig beeinflussten, nicht ohne Geist gewesen sein können; ohne Geist

wären sie gewiß nicht. Dafür lassen sich aus der Geschichte viel Beispiele beibringen. Anna Reinhardt hat dies bewiesen, indem sie an der Seite ihres Gatten in Zürich eine unermüdete Fleißerin der Armen wurde, und bei Katharina von Bora müssen wir die Ausprüche Luthers als vollständige Zeugnisse dafür auffassen. Er schätzte sie höher, „denn das Königreich von Frankreich und der Venetier Herrschaft“.

Nicht selten knüpfen sich an die Frauen berühmter Männer Legenden. Schon die Art, wie Luther seine Frau gewonnen haben soll, könnte als ein willkommener Stoff für eine reizende Dichtung benützt werden: Da kommen mehrere Motive zur Aufnahme in das Nonnenkloster Nimbschen bei Grimma in Sachsen. Sie sollen nach Ablauf der Probezeit den Schleier nehmen und führen in sich doch die heiligste Sehnsucht nach Welt und Leben. Unter ihnen ist auch Katharina von Bora. Was tun? Auch in das Kloster sind die Lehren und der Ruf Luthers gedrungen. Die angehenden Nonnen verabschiedeten sich; ein Brief wird geschrieben, sie stehen dem gelehrten Mann um Rettung an, und er kann der Verlockung, sich als Ritter zu zeigen, nicht widerstehen. Er veranlaßt die Entführung und führt sich bald von den Reigen der golden und mutigen Katharina gefangen. Sie wird sein Weib. Natürlich erragt die Sache starkes Aufsehen. Die Feinde Luthers sehen in der Entführung einen unerhörten Frevel, umso mehr, als gerade die Nacht des Karfreitags dazu gebietet hatte.

Ob sich der Vorgang nun gerade so zugegetragen oder ob nicht die Legende Wahrheit und Dichtung stark vermengt hat, steht nicht fest. Sicher aber ist, daß Katharina von Bora, die am 29. Januar 1499 in Lippendorf in Sachsen geboren wurde, ta... Monne im Kloster Nimbschen war, aus dem sie jedoch mit Hilfe des Torgauers Leonhard Ro... am 4. April 1523 entwich. Ob Luther dabei seine Hand im Spiel gehabt hat, ist geschichtlich ebenfalls nicht erwiesen; jedenfalls aber heiratete sie Luther am 13. Juni 1525. Es wird berichtet, daß den 42jährigen Mann in erster Linie nicht die Liebe wohl aber neben dem Wunsch seines Vaters die Abicht geleitet habe, von der Heiligkeit des damals ziemlich zerrütteten christlichen Christentums Zeugnis abzulegen durch sein eigenes Beispiel. Ueber zwanzig Jahre lang ist Katharina dann dem Reformator eine verständige, fromme und scharfe Hausfrau sowie eine treue Pflegerin gewesen, die er in seinen Briefen nicht genug rühmend kann. Für das häusliche Glück das er an ihrer Seite genoß, sprechen vor allem die von Luther gesammelten Tischreden Luthers, die überhaupt die gefällige Gabe des Reformators, seinen sinnigen, oft auch etwas derben Humor in hellem Lichte zeigen. Luther sagt einmal voll Liebe von seiner Katharina: „Die höchste Gnade Gottes ist es, ein fromm, freundlich gottesfürchtig und häuslich Gemahl zu haben, mit der du freudlich lebst, der du darfst all dein Gut, ja dein Leib und Leben vertrauen.

Watt aber stößt viele in den Ehestand, ohne ihn zu raten, ehe sie es recht bedenken, und tut wohl daran. Rätbe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, du bist eine Kaiserin.“ Katharina überlebte den Reformator um mehr als sechs Jahre und starb am 20. Dezember 1552 zu Torgau. Von den sechs Kindern, die sie Luther geschenkt hatte, überlebten ihn vier: Johannes, der als Rat in Diensten des Herzogs Albrecht von Preußen 1575 in Königsberg starb; Paul, der 1598 als kurfürstlicher Leibarzt in Leipzig starb, und eine Tochter Margarethe, die 1570 in Wülhausen starb. Die männlichen Nachkommen Luthers starben bereits im Jahre 1759 aus.



Abendlied

Tag, nun ist dein Werk getan. Streuten Frieden deine Hände Reize, Abend, still die Bahn. Segne leis die goldne Sende. Winde, zünde deine Krang Nacht voll Glanz.

Serz, nun geh auch du zur Ruh — Laß uns halten stilles Rufen. Legen ab in Gottes Truh. Unre Würden, unre Rasten. Will die Sehnsucht auch vergehn — Still verwehn —?

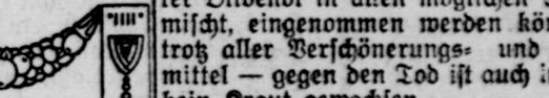
Stirne, ströme Seligkeit In mir ein von goldenen Sternen. Kaufe, Strom der Ewigkeit Wir dein Auserwählter der Fernen — Nimm mich wieder, rein und blüh, Mutterstolz.



Olivennöl als Schönheitsmittel

Die zahlreichen Reisen, die in den letzten Jahren dem schönen Italien einen Besuch abgelegt haben, waren meistens einermachen überrascht, als sie in das jugendliche frische Aussehen der italienischen Frauen mit weicher, glühender Gesichtsfarbe und Haut sahen. Was ihnen unbekannt ist, daß die Südländerin schneller verblüht als ihre Schwester aus nördlicheren Gegenden. Rundige Thebaner wollen den Schüssel ganz darin gefunden haben, daß sie die Italienerin viel Bewegung in frischer Luft macht und eine gesteigerte geistige Tätigkeit entfaltet, vor allem aber reichlich Olivennöl, das

den Speisen beigemischt wird, genießt. Die Italienerinnen setzen auch besonderes Vertrauen auf eine Einreibung mit Olivennöl, wobei allabendlich Gesicht, Hals und Arme damit eingeseift und leicht massiert werden. Auf diese Weise erhält sich die Reinheit und Geschmeidigkeit der Haut und die Frauen behielten ihre jugendliche Rundung. Daher nahmen alle Klassen, reich wie arm, eine ziemlich große Menge dieses Allheilmittels, besonders in Salaten und Gemüse zu sich, wobei selbstverständlich nur reines Olivennöl benützt wird. Man sagt, daß für eine geistig überarbeitete Frau eine Olivennölkur die beste Medizin sei. Nach und nach gewöhne sich der Körper an die Aufnahmefähigkeit eines großen Fettgehaltes, so daß schließlich täglich bis zu einem Viertel Liter Olivennöl in allen möglichen Speisen beigemischt, eingenommen werden könne. — Aber, trotz aller Verschönerungsmittel — gegen den Tod ist auch in Italien noch kein Kraut gewachsen.



Die Macht der Liebe

Wenn sich in der Landschaft Nordos in Sudan zwei junge Männer zu gleicher Zeit um ein und dasselbe Mädchen bewerben, so greifen sie zu einer eigentümlichen und sehr empfindlichen Art des Zweikampfes, die jedenfalls einen hohen Grad von Leidenschaft für die Königin ihres Herzens voraussetzt. Nachdem die Freunde vergeblich alles aufgegeben haben, um eine Versöhnung zwischen den Nebenbuhlern herbeizuführen, fordern diese sich zum Kampfe heraus. Das Duell findet auf freiem Platz statt und alle Freunde und Verwandte der Gegner mögen ihm bei. Die Vorbereitungen sind sehr einfach. Auf den Kampfplatz wird ein drei bis vier Fuß breites Gefäß gebracht, und die beiden Gegner stellen sich zu beiden Seiten einander gegenüber auf. Dann gibt man jedem eine große Peitsche, die aus einem Riemen aus Kuhpferdhaut besteht, und versucht zum letzten Mal, eine gütliche Einigung herbeizuführen. Scheitert dieser Versuch, so wird das Gefäß zum Kampf gegeben, und der, dem das Los den Vorteil zugesprochen hat, den ersten Hieb zu führen, schlägt mit aller Kraft auf seinen Gegner ein, der diesem ersten Angriff mit steigendem Gleichmut gegenübersteht und ihn so gut wie möglich erwidert. So geht es abwechselnd fort. Das bietet einen gräßlichen Anblick, da sehr bald die Haut in Fetzen zerfleischt wird. Die Schmerzhaft aber die Wunden auch sein mögen, die Kampfhähne geben keinen Klagelaut von sich. Auch die Zuschauer bleiben vollkommen ruhig, und der Kampf wird so lange fortgesetzt, bis einer von beiden die Waffe sinken läßt. Dann wirkt auch der Sieger sofort seine Peitsche fort, beide reichen sich die Hände und erklären sich mit dem Urteil zufrieden. Die Freunde wünschen ihnen Glück.

Weihnachten eines Junggesellen

Von R. Janssen.

Als Notar Appelgren in seinem Stockholmer Junggesellenheim an einem trüben Wintertage sehr spät — es war schon fast 12 Uhr, denn er hatte an einer Abschiedsfeier für den Stadtkammerer teilgenommen — erwachte, ging ihm der Gedanke durch den Kopf, aus welchem Grunde er denn eigentlich aufstehen sollte. Gestern war der 23. Dezember gewesen, und in wenigen Stunden war der Weihnachtsheiligabend herangerückt. Für einen Junggesellen aber ist der Heiligabend der unangenehmste Tag im ganzen Jahre.

Dabei fiel ihm der alte Scrooge in Dickens Weihnachtsgeschichte ein, und auch andere Erinnerungen tauchten vor ihm auf. Er sah auf einmal seine jüngste Schwester als Kind vor sich wie sie sich die kleine Tanne für ihre Puppen ausschmückte. Das Bäumchen stand auf einem Tische im Kinderzimmer. In dem Nebenzimmer aber war der richtige große Weihnachtsbaum mit seinen fast bis an die Decke reichenden Zweigen und den zahlreichen Lichtern aufgebaut. Seine Gedanken schweiften noch weiter in die Ferne. Jetzt war seine Schwester seit mehreren Jahren verheiratet und wohnte in Oslo. Einmal hatte er Weihnachten seinen Schwager in der nordwestlichen Hauptstadt besucht, und es war ihm ein wenig wunderbar vorgekommen, als ihn mit seinen dreißig Jahren zum ersten Male vorab die kleine Geschwister „Onkel“ genannt hatten.

Dabei fielen ihm die schönen nordwestlichen Weihnachtsgebräuche ein. Dort reckten die Bauern Heiligabend eine Getreidegarbe auf eine Stange und stellten sie für die hungernden und frierenden Vögel auf. Auch pflanzte man

eine kleine Korngarbe auf das Dach der Entschlafenen. Er hatte damals die Schwester zu dem kleinen Erbgut begleitet, unter dem ihr erstes Kind schlummerte. Als er sah, wie von all den kahlen Bäumen die Späßen zwischen auf den Hügel mit der Garbe herabflogen, da waren ihm die Tränen in die Augen getreten. Galtig suchte sich der Notar von dieser Erinnerung loszumachen; denn heute wollte er sich nicht weid stimmen lassen, heute wollte er seine Ueberlegenheit bewahren. Klüftig entschann er sich nach des hübschen Anblickes, der sich ihm auf dem Heimweg vom Friedhof nach der Stadt dargeboten hatte: ein Filscher mit einer Tanne ruberte über den Fjord und am Ufer standen drei Kinderchen und erwarteten ihren Vater, der ihnen den Weihnachtsbaum bringen sollte.

Doch dann begannen die Gedanken des Notars ein profaiores Thema zu umkreisen: das Weihnachtsessen. Er bekam inwischen Hunger, und der Magen half dem Gehirn phantastieren. Bei dem Besuche in Norwegen hatte er Reisbrot und Rippensbraten mit Sauerkohl bekommen und dann — Bratwurst! Hier in Schweden hatte er Reisbrot, Stockfisch und Schinken zu erwarten. In Dänemark, wo er einmal als Kind Weihnachten verlebte hatte, ob man Reisbrot mit Gänsebraten, ebenso wie in England. Ein Weihnachtsgericht war den drei nordischen Ländern gemeinsam: der Reisbrot. Dazu legte man in allen drei Reichen eine Mandel in den Brei, und derjenige, der sie auf seinem Teller fand, — heiratete bald. Wie konnten — so philosophierte er — erwachsene Menschen zur Weihnachtszeit nur so närrisch sein.

Dann — mit einem kräftigen Ruck richtete sich Appelgren in seinem Bette auf. Alle diese

hulinarischen Erinnerungen hatten einen fürchterlichen Gedanken in ihm wachgerufen, der sein Bewußtsein wie eine Bombe traf. In seinem lieben Stockholm schloffen Heiligabend alle Wirtshäuser um vier Uhr! „Hui!“... „Guten Abend!“... Die Junggesellen konnten sehen, wo sie blieben! Mit einem Sprunge war der Notar aus dem Bette heraus. Ein richtiges Weihnachtsdiner wollte er sich wenigstens gönnen. Allerdings hatte auch ihn wie alle die anderen Junggesellen ein verheirateter Kollege eingeladen; aber das kam einem so verflucht gnädig und barmherzig vor, als wäre man die unverheiratete Tante des Hauses.

Als Appelgren in den Hausflur kam, sah er einen alten, braven Dienstmann vor sich stehen. Natürlich hatte er einen Tannenbaum über der Schulter. Die obersten Zweige klappten dem Notar unter der Nase. Er hatte schon einen Fuch auf der Lippe; aber in diesem Augenblick öffnete sich die Tür vor dem Dienstmann und er hörte den Alten freundlich sagen: „Hier bring ich den Weihnachtsbaum.“ Die Jungfer von drüben hatte geöffnet. In ihrem schwarzen Kleide mit der weißen Schürze lag die kleine Wirtin sehr hübsch und appetitlich aus. Ohne es zu wollen, murmelte der Einsame im Vorübergehen so etwas wie „Vergnügte Weihnachts!“ vor sich hin.

Auf den Straßen war es zu toll! Alle freien Plätze hatten sich in Tannenwälder verwandelt. Daß die Polizei so etwas duldet! Es war trübe, aber mildes Wetter und über den hohen Schnee fuhren die Schlitten dicht hintereinander. Die Schellen läuteten, daß einem die Ohren wehtaten; alle Menschen trugen Pakete und Tannenbäume. Die Räder waren hell erleuchtet wie am Abend, und in den Schaufenstern bekannten Armleuchter und Rampenlichter. Durch die Wände hindurch roch es nach

Siegelack und Wachs, und aus dem Obstladen an der Ecke drang der Duft von Äpfeln und Weintrauben. Alle Wirtshäuser waren gefüllt, und drinnen in den Sälen standen prächtige Weihnachtsbäume, die mit Silber und Gold behängt waren und an denen zahlreiche Lichter brannten. Alle Restaurantkellner hatten große Weihnachtsstiche bedeckt lassen mit dem riesigen Schmeinskopf, der einen Apfel im Munde trug. Da waren die lechersten, mit Zucker verzierten Schinken und allerlei eingemachte Früchte und Weihnachtswürste. All dies bekamen die Stammgäste heute umsonst, und sie saßen und tranken Weihnachtsbier und Weihnachtsglühwein und unterhielten sich mit dem Notar Appelgren und stießen mit ihm an, als kannten sie ihn schon seit hundert Jahren. Nach einer halben Stunde war er in mindestens einem Dutzend Familien für den Abend eingeladen. Es war skandalös!

Der heiße Wein mit den Gewürzen und Mandeln darin übte seine Wirkung auf den Notar aus. Ein warmer Nebel legte sich um seinen Kopf, sein Blick wurde müder, sein Herz weicher. Als er wieder auf die Straße hinaus trat, kam ihm alles freundlicher und rosig vor; und es machte nichts, wenn man von mit Weihnachtsgedenken beladenen Männern und Frauen, gar hie und da einen kleinen Puffer erhielt.

Wie es zugeht, mußte der Notar selbst nicht. Aber auf einmal stand er mitten in einem Spielwarenladen. Aus reiner Zerstreuung kaufte er einen Drachenhelm mit weißer Feder und eine Puppe. Er konnte die Sachen ja zum Notar Verggren schicken lassen, der hatte zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, und hatte ihn für den Abend eingeladen. Er selbst aber wollte unter keinen Umständen hingehen. Borige Weihnachten war er dagewesen, und er

hatte sich in dem Kreis auch wirklich wohlgefühlt. Die alte Dame, die Mutter des Notars, hatte selbst den Baum angezündet, und die Kinder hatten am Klavier das alte Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht...“ gesungen. Auch Verggrens Schwester hatte er dort getroffen. Uebrigens eine niedliche Reine! Aber beim Reisbrot hatte er die Mandel auf seinem Teller gefunden — das hatte man natürlich absichtlich so eingerichtet. Darüber hatten denn alle so herzlich gelacht, und applaudiert hatten sie, die unverheirateten Menschen! Das hatte ihn geärgert, und darum wollte er nun nicht wieder hingehen.

Appelgren schlenderte noch eine Weile in den dämmerigen Straßen umher. Es fing an zu schneien, der Schnee fiel dichter und immer dichter. Jetzt geht ich nach Hause, beschloß er, und nehme mir eine Flasche Glühwein mit. Im Hausflur sah er einen Tannenweig liegen, der abgebrochen war, als der Dienstmann die große Tanne hineingetragen hatte. Notar Appelgren hob den Zweig auf und nahm ihn mit.

Aber der Glühwein mundete nicht in der Einfachheit; er war kalt und mußte doch heiß getrunken werden. Auch die Peitsche, seine alte Studentenpeitsche, schmeckte ihm nicht. Er ließ das Glas stehen und in den Flaschenhals steckte er den armen Tannenweig, den er aufgehoben hatte.

Als es sieben Uhr schlug, erhob sich der Notar. Sein Entschluß war gefaßt: mochte man auch noch soviel lachen, er ging unter allen Umständen zu Verggren! — Und ohne zu zögern, nahm er seinen schwarzen Gesellschaftsanzug aus dem Schrank. Wahrhaftig, es fehlte ein Knopf an der Hose, und die alte Aufwärtlerin war nicht zu Hause; sie hatte natür-

lich Weihnachtsurlaub! Also mußte er sich am Heiligen Abend wohl oder übel selbst hängen und einen Knopf annähen. Es war beinahe zuviel! Aber es glückte! Bald stand Appelgren, ein wenig verlegen, im Zimmer des Notars Verggren. Es buffete nach Tannenreisern, Siegelack und Reisbrot; natürlich; alle Menschen lachten und er hörte Träumen Verggrens Stimme ganz deutlich heraus. Man spielte, sang, tanzte um den Tannenbaum, an dem auch sein Helm und seine Puppe hingen. Appelgren hatte selten solchen Jubel und solche Freude mit angesehen; und das merkwürdigste an alledem war, daß der Notar Verggren nicht viel mehr Einkommen hatte als er selbst.

Beim Abendessen aber fand er wieder eine Mandel im Reisbrot. Das hatte ihm beinahe aus der Fassung gebracht. Doch der gute, selbstbereitete Glühwein stellte die Lage wieder her; es war ein ganz prächtiger Glühwein! Je mehr er davon trank, desto wunderbarer erschien ihm seine ganze Umgebung, und schließlich sah er Träumen Verggrens Augen wie zwei Sterne funkeln.

Als er spät in der Nacht heimging, hatte es aufgehört zu schneien. Alle Straßen und Plätze waren weiß, und der Himmel war hoch, klar, kalt und ganz und gar mit Sternen besät. Schöne nordische Weihnacht! Auf dem Heimwege erschienen ihm die beiden äußersten großen Sterne des großen Wärens als Träumen Verggrens Augenpaar. Da aber der Glühwein seine Wirkung getan hatte, war das Schlimmste für ihn, daß er nicht mehr genau wußte, ob er schon auf sie angelacht hatte. Das sollte er jedoch sehr bald, nämlich ersten Feiertag, erfahren.

Weihnachten ist somit ein nicht ungefährliches Fest für einsame Junggesellen, die an dieser schönsten Feiertag im ganzen Jahr es nicht allein in ihrer stillen Klausel auszuhalten vermögen.

Im Rheinischen... eine... es bei dem... in... e... mit... aus... e... e...